



1924-04-11

Newyork Filmbrief

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240411&seite=15&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Newyork Filmbrief" (1924). *Essays*. 140.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/140

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Newyorker Filmbrief.

Von Ann Tizia Leitich.

Gertrude Ashertons sensationeller Roman „*Black Oxen*“ ist gedreht worden und man hat mit Recht einen interessanten Film erwarten dürfen. Man hat diesen Roman vor einiger Zeit in den Händen jedes Backfisches und Stenographen in der *Subway* gesehen, auf jeden Boudoirtisch lohte sein feuerfarbener Umschlag und die Grauhaarigen versteckten ihn in den Schubladen. „Schwarze Ochs“ sind nach des Dichters Worten die Jahre, die über die Welt traben, unaufhörlich, unaufhaltsam. Die Jahre, die die Ringe um die Augen zeichnen, die dem Haar den Glanz nehmen und der Gestalt die Schlankheit, der Haut die Glätte; die Jahre, die Todfeinde der Frau. Bis, ja, bis die Wissenschaft kam und Gertrude Asherton. . . .

Eine schöne Frau, offenbar eine Fremde, erregt die Aufmerksamkeit des verwöhnten Lee Clavering im Parkett der Newyorker Oper. Als dieser seinen Freund, den alten Dinwiddie, „*the dear old gossip*“, zu Rate zieht, erbleicht der und muß einen Trunk Wassers tun; er hat einen Geist gesehen, meint er, denn diese Frau ist das Abbild Mary Ogdens, deren Schönheit nicht nur er, aber Newyork zu Füßen gelegen – vor dreißig Jahren. Dann hatte Mary einen österreichischen Grafen Zattiany geheiratet und vor ein paar Jahren hatte sie Dinwiddie als eine zerbrechliche alte Dame in Wien gesehen. Er wußte ganz bestimmt – und wer sollte solche Dinge besser wissen als *the dear old gossip* – daß Mary weder Kind noch Bruder oder Schwester hätte. Während Newyork, geführt von Dinwiddie und Jane Oglethorpe, der sechzigjährigen ehemaligen Freundin Marys und Führerin des exklusiven Sets, sich über die Fremde den Kopf zerbricht, hat Clavering Bekanntschaft und schnell auch schon eine halbe Vierunddreißigjährige, der noch nie entzückt war, die blühende Schönheit nicht allein, aber diese verbunden mit dem unaussprechlichen Charme der Dame haben es ihm angetan. So kann ihn von seinem Entschluß, sie zu heiraten, auch ihr Brief nicht abbringen, worin sie ihm mitteilt, daß sie sechzig Jahre alt und Mary Ogden selbst ist, die durch ein Wunder der Wissenschaft – wir sehen die alte Gräfin in Wien im Gespräch mit Dr. Steinach – die Jugend wieder erlangt hat. Schließlich, nach hartem Kampf mit sich selbst, gibt die Gräfin junge Liebe auf und schiffet sich ein nach ihrem zweiten Heimatland, um politisch als Gemahlin des Prinzen Hohenauer eine Rolle zu spielen. Ihr Körper ist zwar jung und schlank, aber ihre Seele ist schwer mit der Einsicht, die Alter gegeben.

Dieser Film hätte können sehr gut sein und er ist es stellenweise, aber er leidet durchaus daran, daß die Heldin Corinne Griffith für die Darstellung der Counteß Zattiany absolut untauglich ist. Corinne Griffith ist die üblich amerikanische Filmschönheit, deren zuckrige Kleinmädchen-Süße man selbst dort genug bekommt, wo sie am Platze ist. Ein hübsches Gesicht, Kleider und der gewisse unschuldsvoll-ideale Aufblick aus großen Rehaugen, im drastischen Dialekt „*Baby-stare*“ genannt, macht keine Mary Ogden-Zattiany, der die politisch-aristokratischen Kreise Europas huldigten und der der verwöhnteste Schönheitsucher der brillanten Gesellschaft Newyorks zu Füßen liegt. In der Oper wird sie als unbekannte Fremde der Fokus aller Gläser – noch Corinne Griffiths Zattiany hätte sich kein Mensch umgedreht. Hübsch und elegant gekleidet? *Well*, in den Parketts und in den Logen der Newyorker Theater sind so viele hübsch und elegant gekleidet! Das ist nichts. Was noch schlimmer ist als der bloß schauspielerisch schlechte Eindruck dieser Fehlbesetzung, sie stört das Ende des Dramas, die Moral der Geschichte. Dieses kleine Mädchen mit dem trippelnden Gang, die Chauffeuren Weisungen gibt mit einer lebhaften Bewegung des Kopfes wie ein zu wenig erzogener Backfisch, soll die Weisheit einer sechzigjährigen Seele haben, „*the brilliant mind of sixty, with the triumphant memories*“, die Seele eines

Staatsmannes, der eine schöne Frau ist? Und man soll ihr glauben, daß sie auf das Los einer Frau, die nichts als nur jung-selig liebendes Weib ist, verzichtet, um der Weisheit ihrer sechzig Jahre zu folgen! Gerade darin liegt ja der ungewöhnliche Reiz dieser Frau, wie sie Gertrude Asherton beschrieben hat, daß sie die Klarheit und die Weisheit des Alters, die Grazie der Vielerfahrenen mit strahlender Jugend verbindet.

Conway Tearle gibt den saturnischen Clavering zufriedenstellend. *The dear old gossip* Dinwiddie und die Oglethorpe sind ausgezeichnet gespielt. Es bewährt sich in diesen Nebengestalten die Charakterisierungskunst des amerikanischen Kinos, die aus einer Fülle von Personmaterial die passenden auswählt und überzeugend gestaltet. Nur in den großen Persönlichkeiten, in den vielseitigen Charakteren haben sie kein Glück. Auch sollte man doch annehmen, daß ein Regisseur, wenn es um ausländische Worte und Personen geht, nur Authentisches bringt. Der Name des gerade in Amerika so oft genannten Dr. Steinach ist zu „Steinbach“ verdreht. Mary Ogden wird von dem österreichischen Prinzen als „Frau Graffin“ angedredet. Dieses Graffin soll natürlich „Gräfin“ sein. Eine Kleinigkeit, aber sie stört. Solche Dinge kommen in amerikanischen Filmen sonst nicht mehr vor. Auch der Prinz ist übrigens schlecht besetzt. Er wird von Allan Hale gespielt, der immer die deutschen Berserker zu geben hat. Es fehlt ihm durchaus die elegante Grazie des altösterreichischen Aristokraten.

Wie gut man das Lokalkolorit und ausländische Personen treffen und darstellen kann, hat der Film „*Merry-go-round*“, auf deutsch „Das Ringelspiel“, gezeigt. Das Ringelspiel, welches das Leben im allgemein, und jenes, welches der Wiener Prater im besonderen ist, ein Film, der vor und nach Ausbruch des Krieges in Wien spielt. Den hatte jemand gemacht, der Land und Leute genau kannte, und dieser Film war entzückend. Der Wiener Prater, das Wiener Mädel, der österreichische Offizier in all seiner ephemeren Liebenswürdigkeit – in allen Phasen seines quecksilbernen Daseins – ja, es war wirklich unser altes und verlorenes Wien, jenes Wien, das nie mehr wiederkehrt, das ich hier am Broadway, von Amerikanern dargestellt, sah und – beweinte.

„33.000 Yards oder sechzehn Meilen Stoff wurde verwendet, 125 Köche halfen die Mahlzeiten bereiten, für die Schminke der Schauspieler wurden zwei Tonnen Puder und 500 Gallonen Glycerin verbraucht . . .“ usw. usw. Das ist natürlich Cecil de Mille, der sein Regisseurgenie für die Monsterbilder verschwendet und dessen Preßbureau immer als schlagendsten Coup die siebenstellige Ziffer ins Treffen führt. Es sind diesmal „*The Ten Commandments*“, die zehn Gebote. Der Film besteht aus zwei Teilen, einem geschichtlichen, vielmehr biblischen, und einem modernen. Der geschichtliche ist der weitaus bessere. Ich lese, daß man in Berlin und Wien nun den amerikanischen Film „Die Königin von Saba“ vorführt. Dieser Film ist drei Jahre alt, was viel in der Filmindustrie bedeutet, besonders in der des geschichtlichen Films in Amerika. Für einen historisch gebildeten Menschen mutet „Die Königin von Saba“ hie und da komisch an, es scheint einem, als ob die Regisseure geglaubt hätten, Pracht und Phantasie könnte alles andere ersetzen, aber für den historischen Film von heute ist dies kein illustrierendes Beispiel mehr. Alles, was Berlin und Wien in amerikanischen Filmen zu sehen bekommen, ist schon überholt im Moment, da die Anzeigen gedruckt werden. Viele der besten Filme kommen überhaupt nicht hinüber, wie das oben erwähnte „Ringelspiel“, oder Charlie Chaplins „*A Woman of Paris*“. Was nun die historischen Filme betrifft, so ist in den letzten zwei Jahren ein ungeheurer Aufschwung zu vermerken. Vielleicht haben die Amerikaner von den deutschen historischen Filmen gelernt, – sagen wir „vielleicht“, das klingt weniger aggressiv. Der erste Fall der „*Ten Commandments*“ ist jedenfalls ein bedeutendes Werk, eindrucksvoll im Detail und großartig in den Massenszenen; die Bildwirkung von großer Schönheit, was wir deshalb hervorheben, da die Amerikaner ja immer mehr

Wert legen in ihren Filmen auf das Sentimentale als auf das Piktoriale; das Jagen der Streitwagen des Pharaos durch die Wüste, den enteilenden Juden nach, eine einzigartige Szene. Den Eindruck stören Dinge, die wieder nichts sind als das ewige Schielen der Regisseure nach der Masse mit der Kinderseele, mit den Kinderhirnen: Moses auf dem Berge Sinai bekommt jedes der zehn Gebote aus dem Felsen herausgeworfen in Blitz und Donner, in ohrenbetäubendem Pandämonium von Posaunen, Klarinetten, Trommeln, Pfeifen, Tschinellen *and what not*. Beim ersten Gebot dacht' ich: na also, es ist vorbei, vergessen wir es, während ich langsam ins Leben zurückkam. Folgte das zweite, das dritte: *well*, alle guten Dinge sind drei, wir wissen ja nun schon. Fehlgeraten, alle zehn müssen heraus und die Leute applaudieren bei jedem – ausgenommen beim – nun, es gibt sehr viel Geschiedene in Amerika.

Der zweite Teil ist die Anwendung aufs moderne Leben. Die Geschichte ist verfaßt von der teuerst bezahlten Szenario-Schriftstellerin, was nicht heißt, daß sie gut ist. Die Maßangaben scheinen zu viel durch das Gewebe, die alte Geschichte: man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Der eine Bruder ganz schwarzer Bösewicht, der andere ganz engelsflügelweiße Güte; die Mutter geht durch das Stück mit einer Bibel, die aussieht wie eine Pandekt aus einem uralten Kloster. Viel Aufregung, zu viel Aufregung. Die Heldin fällt fast vom neunzehnten Stock herunter und schwebt eine ganze Weile am schmalen Balken, die 19 Stöcke der Kirche stürzen zusammen und sogar über die arme Mutter, das Boot des Bösewichts zerschellt am Kliff, dazwischen ein kleiner Mord, die schöne Eurasierin wird der Perlen halber totgeschossen, aber, am Ende, unausweichbar, der Kuß in Frieden. Die Darsteller insgesamt ausgezeichnet, Richard Dix als der gute und Rod la Rocque als der schlechte Bruder, für den es weder Gott, noch Bibel, noch Gebote gibt. Nita Naldi, verblüffend schön als die unglückliche Eurasierin, Leatrice Joy pathetisch als die kleine Mary Leigh.

Newyorker Filmbrief.

Von Ann Tizia Leitich (New York).

Gertrude Ashertons sensationeller Roman „Black Oxen“ ist gedreht worden und man hat mit Recht einen interessanten Film erwarten dürfen. Man hat diesen Roman vor einiger Zeit in den Händen jedes Backsches und Stenographen in der Subway gesehen, auf jedem Boulevardlichte sein feuerfarbener Umschlag und die Grauhaarigen verdeckten ihn in den Schubläden. „Schwarze Ochsen“ sind nach des Dichters Worten die Jahre, die über die Welt traben, unaufhörlich, unaufhaltsam. Die Jahre, die die Ringe um die Augen zeichnen, die dem Haar den Glanz nehmen und der Gestalt die Schlankheit, der Haut die Glätte; die Jahre, die Todseinde der Frau. Bis, ja, bis die Wissenschaft kam und Gertrude Asherton.

Eine schöne Frau, offenbar eine Fremde, erregt die Aufmerksamkeit des verwöhnten Lee Clavering im Parkett der Newyorker Oper. Als dieser seinen Freund, den alten Dinwiddie, „the dear old gossip“, zu Rate zieht, erleichtert der und muß einen Trunk Wassers tun; er hat einen Geist gesehen, meint er, denn diese Frau ist das Abbild Mary Ogden's, deren Schönheit nicht nur er, aber Newyork zu Füßen gelegen — vor dreißig Jahren. Dann hatte Mary einen österreichischen Grafen Battiamy geheiratet und vor ein paar Jahren hatte sie Dinwiddie als eine zerbrechliche alte Dame in Wien gesehen. Er wußte ganz bestimmt — und wer sollte solche Dinge besser wissen als the dear old gossip — daß Mary weder Kind noch Bruder oder Schwester hatte. Während Newyork, geführt von Dinwiddie und Jane Ogleshorpe, der sechzigjährigen ehemaligen Freundin Mary's und Führerin des exklusiven Sets, sich über die Fremde den Kopf zerbricht, hat Clavering Bekanntschaft und schnell auch schon eine halbe Verlobung mit ihr geschlossen. Er ist entzückt, er, der Vierunddreißigjährige, der noch nie entzückt war, die blühende Schönheit nicht allein, aber diese verbunden mit dem unaussprechlichen Charme der Dame haben es ihm angetan. So kann ihn von seinem Entschluß, sie zu heiraten, auch ihr Brief nicht abbringen, worin sie ihm mitteilt, daß sie sechzig Jahre alt und Mary Ogden selbst ist, die durch ein Wunder der Wissenschaft — wir sehen die alte Gräfin in Wien im Gespräch mit Dr. Steinach — die Jugend wieder erlangt hat. Schließlich, nach hartem Kampf mit sich selbst, gibt die Gräfin junge Liebe auf und schiffet sich ein nach ihrem zweiten Heimatland, um politisch als Gemahlin des Prinzen Hohenauer eine Rolle zu spielen. Ihr Körper ist zwar jung und schlank, aber ihre Seele ist schwer mit der Einsicht, die Alter gegeben.

Dieser Film hätte können sehr gut sein und er ist es stellenweise, aber er leidet durchaus daran, daß die Heldin Corinne Griffith für die Darstellung der Countess Zattiany absolut untauglich ist. Corinne Griffith ist die übliche amerikanische Filmschönheit, deren zuckrige Kleinmädchen-Süße man selbst dort genug bekommt, wo sie am Platze ist. Ein hübsches Gesicht, Kleider und der gewisse unschuldsvoll-ideale Aufblick aus großen Rehaugen, im drastischen Dialekt „Baby-stare“ genannt, macht keine Mary Ogden-Zattiany, der die politisch-aristokratischen Kreise Europas huldigten und der der verwöhnteste Schönheitsfucher der brillanten Gesellschaft Newyorks zu Füßen liegt. In der Oper wird sie als unbekannte Fremde der Fokus aller Gläser — nach Corinne Griffiths Zattiany hätte sich kein Mensch umgedreht. Hübsch und elegant gekleidet? Well, in den Parketts und in den Logen der Newyorker Theater sind so viele, so viele hübsch und elegant gekleidet! Das ist nichts. Was noch schlimmer ist als der bloß schauspielerisch schlechte Eindruck dieser Fehlbesetzung, sie stört das Ende des Dramas, die Moral der Geschichte. Dieses kleine Mädchen mit dem trippelnden Gang, die Chauffeuren Weisungen gibt mit einer lebhaften Bewegung des Kopfes wie ein zu wenig erzogener Backfisch, soll die Weisheit einer sechzigjährigen Seele haben, „the brilliant mind of sixty, with triumphant memories“, die Seele eines Staatsmannes, der eine schöne Frau ist? Und man soll ihr glauben, daß sie auf das Los einer Frau, die nichts als nur jung-selig liebendes Weib ist, verzichtet, um der Weisheit ihrer sechzig Jahre zu folgen! Gerade darin liegt ja der ungewöhnliche Reiz dieser Frau, wie sie Gertrude Asherton beschrieben hat, daß sie die Klarheit und die Weisheit des Alters, die Grazie der Vieljahre mit strahlender Jugend verbindet.

Conway Tearle gibt den saturnischen Clavering zufriedenstellend. The dear old gossip Dinwiddie und die Dalgethorpe sind ausgezeichnet gespielt. Es bewährt sich in diesen Nebengestalten die Charakterisierungskunst des amerikanischen Kinos, die aus einer Fülle von Personenmaterial die passenden auswählt und überzeugend gestaltet. Nur in den großen Persönlichkeiten, in den vielseitigen Charakteren haben sie kein Glück. Auch sollte man doch annehmen, daß ein Regisseur, wenn es um ausländische Worte und Personen geht, nur Authentisches bringt. Der Name des gerade in Amerika so oft genannten Dr. Steinach ist zu „Steinbach“ verdreht. Mary Dagen wird von dem österreichischen Prinzen als „Frau Grassin“ angedeutet. Dieses Grassin soll natürlich „Gräfin“ sein. Eine Kleinigkeit, aber sie stört. Solche Dinge kommen in amerikanischen Filmen sonst nicht mehr vor. Auch der Prinz ist übrigens schlecht besetzt. Er wird von Allan Hale gespielt, der immer die deutschen Verferker zu geben hat. Es fehlt ihm durchaus die elegante Grazie des altösterreichischen Aristokraten.

Wie gut man das Lokalolorit und ausländische Personen treffen und darstellen kann, hat der Film „Merry-go-round“, auf deutsch „Das Ringelspiel“, gezeigt. Das Kinoespiel, welches das Leben im allgemeinen, und jenes, welches der Wiener Prater im besonderen ist, ein Film, der

vor und nach Ausbruch des Krieges in Wien spielt. Den hatte jemand gemacht, der Land und Leute genau kannte, und dieser Film war entzückend. Der Wiener Prater, das Wiener Mädel, der österreichische Offizier in all seiner ephemeren Liebenswürdigkeit — in allen Phasen seines quecksilbernen Daseins — ja, es war wirklich unser altes und verlorenes Wien, jenes Wien, das nie mehr wiederkehrt, das ich hier am Broadway, von Amerikanern dargestellt, sah und — beweinte.

„33.000 Yards oder sechzehn Meilen Stoff wurde verwendet, 125 Köche halfen die Mahlzeiten bereiten, für die Schminke der Schauspieler wurden zwei Tonnen Puder und 500 Gallonen Glycerin verbraucht...“ usw. usw. Das ist natürlich Cecil de Mille, der sein Regisseurgenie für die Monsterbilder verschwendet und dessen Preßbureau immer als schlagendsten Coup die siebenstellige Ziffer ins Treffen führt. Es sind diesmal „The Ten Commandments“, die zehn Gebote. Der Film besteht aus zwei Teilen, einem geschichtlichen, vielmehr biblischen, und einem modernen. Der geschichtliche ist der weitaus bessere. Ich lese, daß man in Berlin und Wien nun den amerikanischen Film „Die Königin von Saba“ vorführt. Dieser Film ist drei Jahre alt, was viel in der Filmindustrie bedeutet, besonders in der des geschichtlichen Films in Amerika. Für einen historisch gebildeten Menschen mutet „Die Königin von Saba“ hier und da komisch an, es scheint einem, als ob die Regisseure geglaubt hätten, Pracht und Phantasie könnte alles andere ersetzen, aber für den historischen Film von heute ist dies kein illustrierendes Beispiel mehr. Alles, was Berlin und Wien in amerikanischen Filmen zu sehen bekommen, ist schon überholt im Moment, da die Anzeigen gedruckt werden. Viele der besten Filme kommen überhaupt nicht hinüber, wie das oben erwähnte „Ringelspiel“*, oder Charlie Chaplins „A Woman of Paris“. Was nun die historischen Filme betrifft, so ist in den letzten zwei Jahren ein ungeheurer Aufschwung zu vermerken. Vielleicht haben die Amerikaner von den deutschen historischen Filmen gelernt,

— sagen wir „vielleicht“, das klingt weniger aggressiv. Der erste Fall der „Ten Commandments“ ist jedenfalls ein bedeutendes Werk, eindrucksvoll im Detail und großartig in den Massenszenen; die Bildwirkung von großer Schönheit, was wir deshalb hervorheben, da die Amerikaner ja immer mehr Wert legen in ihren Filmen auf das Sentimentale als auf das Viktoriale; das Zagen der Streitwagen des Pharao durch die Wüste, den enteilenden Juden nach, eine einzigartige Szene. Den Eindruck stören Dinge, die wieder nichts sind als das ewige Schielen der Regisseure nach der Masse mit der Kinderseele, mit den Kinderhirnen: Moses auf dem Berge Sinai bekommt jedes der zehn Gebote aus dem Felsen herausgeworfen in Blitz und Donner, in ohrenbetäubendem Pandämonium von Posaunen, Klarinetten, Trommeln, Pfeifen, Tschinellen and what not. Beim ersten Gebot dacht' ich: na also, es ist vorbei, vergessen wir es, während ich langsam ins Leben zurückkam. Folgte das zweite, das dritte; well, alle guten Dinge sind drei, wir wissen ja nun schon. Fehlgeraten, alle zehn müssen heraus und die Leute applaudieren bei jedem — ausgenommen beim — nun, es gibt sehr viel Geschiedene in Amerika.

Der zweite Teil ist die Umwendung aufs moderne Leben. Die Geschichte ist verfaßt von der teuerst bezahlten Scenarionschriftstellerin, was nicht heißt, daß sie gut ist. Die Maßangaben scheinen zu viel durch das Gewebe, die alte Geschichte: man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Der eine Bruder ganz schwarzer Bösewicht, der andere ganz engelsflügelweiße Güte; die Mutter geht durch das Stück mit einer Bibel, die ausschaut wie ein Bandekt aus einem uralten Kloster. Viel Aufregung, zu viel Aufregung. Die Heldin fällt fast vom neunzehnten Stock herunter und schwabt eine ganze Weile am schmalen Balken, die 19 Stöcke der Kirche stürzen zusammen und sogar über die arme Mutter, das Boot des Bösewichts zerschellt am Kliff, dazwischen ein kleiner Mord, die schöne Eurasierin wird der Berlen halber totgeschossen, aber, am Ende, unausweichbar, der Fuß in Frieden. Die Darsteller insgesamt ausgezeichnet, Richard Dix als der gute und Rod la Rocque als der schlechte Bruder, für den es weder Gott, noch Bibel, noch Gebote gibt. Rita Raldi, verblüffend schön als die unglückliche Eurasierin, Leatrice Joy pathetisch als die kleine Mary Leigh.